

«Wir dürfen kein einziges Gebäude mehr abreißen!»

Barbara Buser ist eine Pionierin der Nachhaltigkeit und hat visionäre Ideen gegen die Wohnungsnot. Höchste Zeit, der Basler Architektin zuzuhören.

TEXT BARBARA ACHERMANN

BILDER SAMUEL BRAMLEY

Nur wenige kennen Barbara Buser, aber es werden immer mehr, denn sie ist eine der progressivsten Architektinnen der Schweiz. Wie es sich für eine Architektin gehört, trägt sie eine schwarze Brille und schwarze Kleider. Alles andere an ihr ist untypisch für den Berufsstand. Besonders ihr Ziel. Ihr Ziel ist es, *nicht* zu bauen. Sie schützt alte Gebäude vor dem Abriss, pappelt sie wieder auf und schenkt ihnen ein zweites Leben. Es ist architektonische Care-Arbeit, und wie alle Care-Arbeiten mit wenig Prestige und viel Aufwand verbunden.

In Basel, ihrem Wohnort, hat sie dutzende Gebäude gerettet und verwandelt.

Aus der alten Markthalle machte sie eine der grössten Beizen der Schweiz, über zweitausend Teller gehen dort täglich über die Tresen der verschiedenen Essensstände. In einem ehemaligen Spital quartierte sie über hundert Wohnungen ein und in einer Bank das populärste Café der Stadt. Sie baute eine Maschinenfabrik um und machte daraus einen gigantischen Quartiertreffpunkt mit dem klingenden Namen Gundeldinger Feld.

Auch ausserhalb von Basel hat sie Industriebrachen ein neues Leben geschenkt

oder bei deren Verwandlung mitgearbeitet: In Berlin das Kindl-Areal, einst eine alte Brauerei, in Zürich den Werkhof Binz oder die Werkstätte, wo früher die SBB ihre Züge reparierten, in Winterthur den Lagerplatz der Firma Sulzer, der nun unter anderem einen Ableger der ZHAW beherbergt und eine Skaterhalle.

Buser war Mitte sechzig, als sie schliesslich aufhören wollte zu arbeiten. Nicht etwa, weil sie müde war, sondern weil sie ihr Lebenswerk in Frage stellte. Warum mit aller Kraft Häuser retten, Abfall vermeiden und Leute zur Nachhaltigkeit bewegen? Es hat keinen Sinn, dachte sie mit Blick auf die voranschreitende Klimaerhitzung und die wachsenden Müllberge. Wir rasen auf den Abgrund zu.

Sie machte dann doch weiter. Ein neues Umbauprojekt tauchte auf, zugleich wurde sie Gastdozentin an der ETH, und bald folgten fast wöchentliche Anfragen zu Vorträgen. Mittlerweile ist sie zweiundsiebzig Jahre alt und gibt ihr Wissen an die nächste Generation weiter. Das stiftet Sinn.

Wir verabreden uns am Stadtrand von Basel auf dem Franck-Areal, dem Gelände einer verlassenen Fabrik, 12'000 Quadratmeter gross. Hier wurde einst Kaffeeersatz produziert, später stand das Areal leer. →





Ihr Ziel ist es, *nicht* zu bauen: Barbara Buser auf dem Franck-Areal in Basel.



Links Buser begutachtet ihr aktuelles Projekt auf dem Franck-Areal.

Unten links Pflanzen auf Beton:
Hier entsteht eine Pergola.

Unten Aus dem stillgelegten Kamin soll ein Kletterturm werden.



Barbara Buser kommt mit dem Velo vom anderen Ende der Stadt angefahren, die schwarze Jeans pflotschnass. Sie hat den gleichen Gang und Händedruck wie die Arbeiter, die hier gerade mit der Montage einer Lüftung beschäftigt sind. Ihre Begrüssung wirkte fast schon schroff, trüge sie nicht dieses leise Lächeln auf den Lippen. Sie streicht sich den kalten Regen aus den Augen und legt den Kopf in den Nacken.

Barbara Buser: Dieser stillgelegte Kamin ist 75 Meter hoch. Wir lassen abklären, ob man daraus einen Kletterturm machen könnte. Aber die Bedingung ist, dass ich dann auch mal hochsteigen darf.

(Zur Erinnerung: Barbara Buser ist zweiundsiebzig Jahre alt.)

Das Magazin: Jede andere Architektin würde sagen, der Kamin muss weg. Ist es wirklich sinnvoll, alles Alte zu erhalten?

Ich bin heute so weit, dass ich sage, wir dürfen nichts mehr abreißen. Zuallererst wegen dem Klimawandel. Abreißen macht einfach keinen Sinn. Nicht mal die Mietskasernen aus den Sechzigerjahren, die ich früher grässlich fand. Du baust einen Balkon aus Holz vorne dran, lässt die Fassade überwachsen und schon hat das Haus wieder Charme.

Haben neue Gebäude nicht eine bessere Energiebilanz, weil sie besser isoliert sind, moderner beheizt?

Eben nicht! Man kann jedes alte Haus isolieren und modern beheizen. Wenn man bei Neubauten die Energie für den Abbruch und den Bau mitrechnet, die sogenannte graue Energie, dann sieht die CO₂-Bilanz plötzlich schlecht aus. Kommt hinzu: Die Sachen, die man neu baut, gehen schnell kaputt.

Wirklich?

Ja. Ein massives Eichenparkett hält vierhundert Jahre, ein Komposit-Bodenbelag vielleicht noch zwanzig. Man nimmt einfach das Günstigste, das am schnellsten geht und am meisten Rendite abwirft. Gebäude, die so entstehen, haben keine Seele. Es braucht zwei Generationen, bis sie dann anfangen zu leben.

«Wenn man bei Neubauten die graue Energie mitrechnet, sieht die CO₂-Bilanz plötzlich schlecht aus.»

Über achtzig Prozent des Schweizer Abfalls entsteht durch die Bauwirtschaft. Diese versteckten Schuttberge deprimierten Barbara Buser schon als junge Architektin. Damals sprach in ihrer Branche noch niemand über Nachhaltigkeit oder darüber, dass der Bausektor einen Drittel des weltweiten CO₂-Ausstosses verursacht. Entsprechend klein hat sie angefangen, zusammen mit ihrem Geschäftspartner Eric Honegger, der zugleich der Sohn ihres Lebensgefährten ist.

Heute beschäftigt sie um die hundert Angestellte, sie ist Mitgründerin mehrerer Vereine, Stiftungen, Genossenschaften und Unternehmen, darunter das Baubüro In Situ.

Was Buser anpackt, hat Erfolg, wird vom Publikum manchmal richtiggehend überrannt, die Mieter stehen Schlange. Das hat auch damit zu tun, dass ihre Architektur keine Architektur der Repräsentation ist, sondern eine des Gebrauchs. Sie setzt keine formalen Zeichen, errichtet keine Leuchttürme, sondern stellt sich still in den Dienst der Nutzerinnen und Nutzer. Als Architektin wird sie unsichtbar. Man könnte sagen, es ist ihre Handschrift, dass sie keine Handschrift hat.

Wie haben Sie es geschafft, diese alte Fabrik hier zu retten?

Das war nicht ich, das waren Anwohnerinnen und Anwohner aus dem Quartier. Nestlé wollte die Gebäude abreißen, um das Grundstück leichter verkaufen zu können. Da haben Leute aus dem Quartier Einsprache erhoben. Solche Einsprachen sind übrigens ein immer wichtiger werdendes Machtinstrument des Volkes. Etwa zur gleichen Zeit hat mich Corinne Eckenstein kontaktiert, die Pharma-Erbin. Sie fragte, ob ich ihr helfen könnte, ein Gebäude für ein Tanzhaus zu suchen, mit Proberäumen und Bühnen.

Das Tanzhaus ist schon in Betrieb, aber was passiert mit den anderen acht Gebäuden?

Die entwickeln wir allmählich, zusammen mit potenziellen Mieterinnen und Mietern. So gehen wir immer vor: Wir analysieren zuerst, was die Gebäude können, dann suchen wir Leute, die hier einziehen wollen – also mittlerweile müssen wir gar nicht mehr suchen, sondern die kommen von selbst auf uns zu.

Haben Sie schon Kandidaten?

Ja, einige. Zum Beispiel ein Start-up, das Isolationen aus Pilzen wachsen lässt, einen Kaffeeröster, einen Boxclub und einen Schnapsbrenner – der will hier alkoholfreien Alkohol herstellen, das ist heute scheinbar sehr gefragt.

Es gibt keinen übergeordneten Masterplan, der die Nutzung des Areals definiert? —>



Eben nicht. Wir planen mit den zukünftigen Mietern zusammen, auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Ein Handwerker braucht keine frisch gestrichene Werkstatt, der zahlt lieber etwas weniger Miete. Ganz anders eine Anwältin, deren Büro repräsentativ sein muss.

Wie finanzieren Sie diese Umbauten?

Wir haben die Gebäude für einen symbolischen Franken gekauft, die gehören uns, das heisst, wir haben das Baurecht, aber der Boden gehört uns nicht.

Und was kostet die Umnutzung?

Rund 80 Millionen Franken. Dafür haben wir Investoren gesucht und teilweise schon gefunden. Weil wir nichts abreißen und nicht gewinnorientiert arbeiten, können wir ohne Subventionen günstigere Mietpreise anbieten als in Neubauten.

Ich habe gehört, Sie hätten eine Bauteiljägerin angestellt. Ich kann mir darunter allerdings wenig vorstellen.

Unsere Bauteiljägerin liest die Zeitung und fährt mit dem Velo durch die Stadt, um herauszufinden, wo Gebäude abgerissen werden. Sie sucht Bauteile, die andere entsorgen wollen.

Sie fischt hier ein Regal aus der Mulde und dort eine Badewanne?

Nein, kleine Dinge findet man heute im Netz. Fünfzig Badewannen, hundert Toiletten, sowas ist ganz einfach. Schwieriger sind grössere Sachen. Stahl zum Beispiel. Wir hatten letzte Woche Kontakt mit einem Abbruchunternehmer aus Graubünden, der tonnenweise Stahl wegwirft. Er müsste den nun einfach ein bisschen sorgfältiger demontieren und zur Seite legen. Das ist allerdings aufwändiger, als die Stahlträger einfach zusammenzuquetschen und abzuführen. Ich versuche jetzt, ein Abkommen mit ihm zu vereinbaren.

Während Barbara Buser durch die staubigen Hallen führt, malt sie aus, wie hier später Menschen arbeiten und wohnen werden: «Da hätte ich gerne einen Co-Working-Space und dort drüben werden wir Toiletten einbauen, die kein Abwasser produzieren, sondern Kompost. Den Kompost brauchen wir dann für die Bepflanzung des Areals.» In einem Raum stehen alte Maschinen, sie streicht über die Förderbänder: «Die darf mir keiner anrühren. Damit habe ich noch etwas vor.» Sie nickt einem Arbeiter zu, der damit beschäftigt ist, die alten Fenster mit den schönen Verschlüssen neu zu beglasen, in Handarbeit. Das Ziel ist stets: kein Abfall.

Ihr Credo ist es, nicht zu bauen. Sie werden auf dem Gelände allerdings auch ein neues Gebäude mit vierzig Wohnungen errichten. Ist das kein Widerspruch?

«Ich habe bei Jacques Herzog studiert. Wir hatten vom ersten Tag an Streit.»

Nicht unbedingt, denn wir bauen mehrheitlich mit gebrauchtem Material. Was nicht zu verwechseln ist mit recycelten Materialien. Recycling ist das männliche Prinzip, es braucht viel Energie, grosse Maschinen, macht Lärm und Staub. Wiederverwerten ist das weibliche Prinzip. Wir versuchen alle Materialien, die wir bei den anderen Gebäuden auf dem Areal entfernen, hier wieder einzusetzen. Ich wünsche mir, dass die künftigen Mieter mit anpacken und zum Beispiel die gebrauchten Fenster und Lavabos putzen, bevor wir sie montieren.

Auf welche Schwierigkeiten stossen Sie beim Wiederverwerten?

Das grösste Problem ist das Timing, also zur rechten Zeit an die richtigen Materialien zu kommen. Und die Lagerung. Da drüben stehen zweihundert quasi neue Fensterscheiben, dreifach verglast, die ein Schweizer Unternehmen in Bremen eingebaut hatte. Weil sie den Spezifikationen nicht ganz entsprochen haben, mussten sie ersetzt werden. Man wollte sie weg-schmeissen! Ich habe sie hergeholt, aber jetzt ärgern sich alle über mich, weil sie im Weg sind.

In Winterthur haben Sie vor einigen Jahren auf eine ehemalige Fabrik ein neues Gebäude obendraufgepackt. Es heisst K.118 und besteht zu siebzig Prozent aus wiederverwerteten Materialien, etwa aus rotem Fassadenblech. Sie wurden dafür an der Architekturbiennale von Venedig mit dem Holcim Gold Award geehrt, dem weltweit bedeutendsten Preis für nachhaltiges Bauen.

Eigentlich himmeltraurig, dass dieses kleine Projekt das weltweit beste Gebäude in Sachen Nachhaltigkeit sein soll.

Inzwischen wird Ihre Arbeit über die Schweiz hinaus wahrgenommen, aber lange hat sie wenig Anerkennung erhalten. Die Architekturzeitschrift «Hochparterre» nannte sie abschätzig «Bricolage», Bastelei. Und der Bund Schweizer Architektinnen und Architekten wollte Sie nicht als Mitglied aufnehmen.

Diese in schwarzen Manchester-Anzügen gekleideten Menschen sind zu uns gekommen, alles Männer natürlich, und haben sich die Bauten von Eric und mir angeschaut. Kurz nach dem Besuch kam die Ent-

scheidung: Es tut uns leid. Wir haben keine Kategorie, in die ihr reinpasst.

Hat Sie das gekränkt?

Es amüsierte mich eher. Mittlerweile werden wir oft eingeladen und ausgezeichnet. Demnächst darf ich in England den Jane-Drew-Preis entgegennehmen, benannt nach einer Architektin.

Basel ist bekannt für seine Architekturbüros:

Herzog & de Meuron, Christ & Gantenbein, Diener & Diener. Wie blicken Sie auf deren Arbeit?

Ich habe bei Jacques Herzog an der ETH studiert, er war damals Assistent, ich Studentin. Wir hatten vom ersten Tag an Streit. An die Details erinnere ich mich nicht, aber es ging darum, ob man den Nutzer ernst nehmen muss. Er stellt ja die Architektur über alles und weiss ganz genau, wie ein Gebäude aussehen muss. Das habe ich natürlich in Frage gestellt.

Wie verstehen Sie sich heute?

Gut. HdM macht manchmal Firmenanlässe auf unseren Arealen. Aber für Jacques ist das, was wir machen, keine Architektur.

Und was halten Sie von dem, was er macht?

Es wäre gelogen zu sagen, dass mich das kalt lässt. Ich mag, dass Herzog & de Meuron viel Recherchearbeit betreiben, Materialien ausprobieren, tüfteln. Mir gefällt das neue Stadtcasino in Basel. Das Meret-Oppenheimer-Hochhaus, in dem das SRF einquartiert ist, finde ich allerdings eine Katastrophe – ein Panzerkreuzer Potemkin, mit diesen brutalen, automatisch gesteuerten Läden aus Metall. Wenn ich nachts daran vorbeigehe, empfinde ich diesen schwarzen Turm als bedrohlich. Es geht ihnen nicht um die Bedürfnisse der Leute.

Das würden Herzog & de Meuron vehement bestreiten. Woran machen Sie Ihre Kritik fest?

Als ich einmal in einem Café war, das sie gebaut haben, wollte ich meinen Mantel aufhängen. Da sagte die Wirtin: Es gibt keine Garderobe, wir dürfen nicht, wegen der Architekten.

Hat die Ästhetik für Sie denn gar keine Berechtigung?

Im Architekturstudium lernt man, möglichst originell und anders zu bauen. Wenn Sie mich fragen, ist das kurzfristig gedacht. Es ist das Gegenteil von nachhaltig und allein deshalb keine gute Architektur.

Vermutlich ist es die langjährige Rolle als Underdog, die Buser etwas kantig werden liess. Jedenfalls ist der Blick der anderen auf ihre Arbeit, namentlich der von Jacques Herzog, um einiges wohlwollender, als sie denkt. Auf Anfrage schickt mir der Stararchitekt eine Art Hommage. Er schreibt, Barbara Buser sei schon früh einen Weg gegangen, den viele andere Architektinnen und Architekten noch immer nicht sehen können oder wollen. «Weil es dazu ein anderes Talent braucht, als eine neue Form in die Welt zu setzen. Ein Talent, das ausser

Kreativität auch eine besondere Sorgfalt des Blicks erfordert. Ein Blick dafür, den bestehenden Dingen mehr Respekt zu zollen. Veraltetes und Unscheinbares erhält so oft neues und unerwartetes Leben. Von dieser Haltung sollten wir alle lernen, besonders aber jene, welche planen und bauen.»

Den Blick dafür, «den bestehenden Dingen mehr Respekt zu zollen», wie es Herzog so schön formuliert, diesen Blick schärfte Buser auf einem anderen Kontinent: Nach dem Architekturstudium an der ETH arbeitete sie zehn Jahre lang als Entwicklungshelferin in Tansania und im Südsudan, wo sie unter anderem Brunnen baute. Die Einheimischen warfen nichts weg. Bauteile nahmen sie auseinander, reinigten sie und setzten sie wieder ein. Von ihnen lernte Buser: Jedes Ding hat einen Wert.

Prägend war für sie auch der apokalyptische Bericht des Club of Rome zur Zukunft der Weltwirtschaft mit dem Titel «Die Grenzen des Wachstums», aus dem Jahr 1972.

Sie las ihn als junge Frau und beschloss, niemals Kinder in diese ausbeuterische Welt zu setzen. Mit sechsunddreissig Jahren wurde sie dann doch noch Mutter. Und zwar gern: «Ein Kind zu bekommen ist das Beste, was mir je passiert ist.»

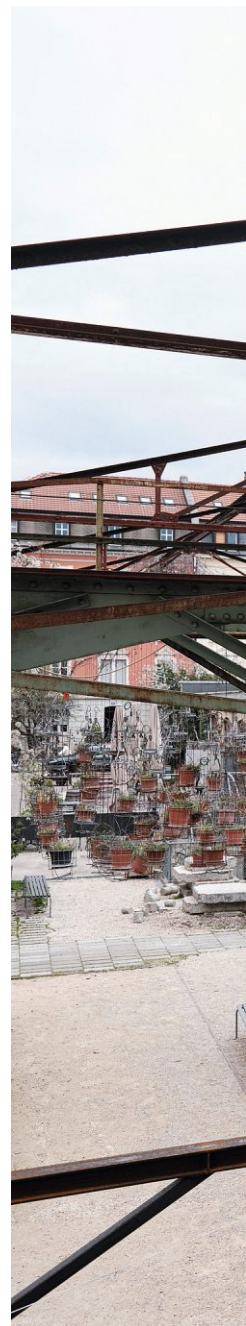
Weil ihr die Rolle der weissen Helferin in Afrika nicht behagte, kehrte sie in die Schweiz zurück. Sie bekam den Auftrag, eine Bäckerei samt Wohnungen umzubauen. Der Besitzer wollte eine erst vier Jahre alte Küche rausreissen und durch eine neue ersetzen. Buser brachte es nicht übers Herz, die völlig intakte Küche zu entsorgen und kam so auf eine neue Geschäftsidee: Gemeinsam mit einer Kollegin gründete sie im noch jungen World Wide Web die Bauteilbörse, eine Art Ebay für die Baubranche, wo man gebrauchte Wasserhähne oder alte Parkettböden kaufen kann. Die Bauteilbörse ist ein Erfolg, mittlerweile gibt es über die Schweiz hinaus Nachahmer.

Eine Woche nach unserem Rundgang auf dem Franck-Areal treffen wir uns ein weiteres Mal in Basel, diesmal am anderen Ende der Stadt.

Wir stehen vor einem Reihenhaushaus, Baujahr 1875, im Gundeldingerquartier, wegen der zahlreichen Türen auch Gündülü genannt. Viel Verkehr, wenig Grün. Was auffällt: Barbara Buser hat Löcher ins Trottoir geätzt, Bäume und Pflanzen in die Erde gesetzt, die an der Fassade des alten Hauses hochklettern. —>

Oben Gebäudestruktur im Basler Quartiertreffpunkt Gundeldinger Feld.

Unten Aus der alten Markthalle in Basel wurde eine der grössten Beizen der Schweiz.





Oben Hängende Pflanzentöpfe,
Gundeldinger Feld.

Oben rechts Kein Material
ist Abfall.

Unten Beim Bauen denkt Buser an die
Menschen: Auf dem Areal gibt
es unter anderem Werkstätten, Ateliers,
Spielmöglichkeiten, Gastronomie.

Hübsch. Aber darf man das?

Ja, das ist offiziell bewilligt. Manchmal muss man etwas aber auch einfach machen, selbst wenn es nicht erlaubt ist. Im Brandschutz oder allgemein bei der Sicherheit mache ich keine Kompromisse, doch wenn ich einen schönen alten Boden habe, den ich eigentlich wegen der Schallschutzvorschriften isolieren müsste, dann lasse ich den sein. Fragst du die Beamten, ob du das darfst, bekommst du bestimmt keine Absolution. Deshalb frage ich nicht, trage aber auch die Konsequenzen. Ich meine, was kann schon passieren? Im schlimmsten Fall muss ich den Boden halt nachisolieren.

Sind Sie eine Anarchistin?

Ich habe schon solche Züge, ja. Das kommt von meinem Vater. Er hat uns Kindern beigebracht, alles zu hinterfragen und nur das zu glauben, was wirklich plausibel erscheint. Dabei hilft mir, dass ich gut kopfrechnen kann. Ich merke schnell, wenn etwas unrealistisch ist.

Sie wohnen hier zusammen mit ihrem Lebenspartner und mit Freunden. Es ist das erste Haus, das Sie vor dem Abbruch gerettet haben. Sie waren damals noch ein Teenager.

Ich bin in diesem Haus aufgewachsen, oben wohnte meine Grosstante, unten meine Eltern mit uns Kindern. Als mein Grossvater starb, wollte mein Vater das Haus übernehmen, aber er und seine Brüder wurden sich nicht einig über den Verkaufspreis.

Ein Klassiker.

Leider ja. Mein Onkel wollte es an den Meistbietenenden verkaufen, der hätte es abreißen und ein höheres bauen können. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Zunächst heulte ich allen die Ohren voll, dann suchte ich eine Lösung. Ich erklärte meinem Vater, dass er eine Hypothek aufnehmen und seine Brüder auszahlen könne. Ich habe alles vorbereitet, er musste nur noch unterschreiben.

Schlau!

Kommt auf die Perspektive an. Ich habe im Grunde genommen Geld vernichtet. Und das ist es, was ich bis heute tue: Ich vernichte Geld.

Sie lachen. Warum vernichten Sie Geld?

Unter anderem, damit ich anständige Mieten anbieten kann. Übrigens tun das viele private Hausbesitzer, sie verlangen deutlich weniger Miete als institutionelle Investoren, die eine hohe Rendite erwirtschaften müssen. Das wissen wir aus dem Rechercheprojekt «Betongold», das wir mitfinanziert haben. Leider sind immer weniger Häuser in Privatbesitz.

Wenn Sie nicht an Rendite interessiert sind, warum gründen Sie dann ständig neue Aktiengesellschaften?

Weil bei einer AG die Entscheidungswege kurz sind. Wir sind zwar nicht gewinnorientiert, schütten keine Dividenden und Boni aus, aber wir wirtschaften selbsttragend, ohne Subventionen. Beim Gundeldinger Feld haben wir fünf Millionen vorwärts gemacht,

unsere Aktien waren plötzlich fünfzig Mal mehr wert. Also haben wir eine Stiftung gegründet, die den Gewinn an gemeinnützige Projekte verteilt. Die Steuerbeamten verstanden die Welt nicht mehr. Die dachten, wir wollten Geld hinterziehen.

Buser ist nicht nur eine Pionierin in Sachen Nachhaltigkeit, sie war auch die erste Fährfrau auf dem Rhein. An warmen Sommerabenden schiffte sie noch heute Passagiere zwischen dem Gross- und Kleinbasler Ufer hin und her.

In einem poetischen Dokumentarfilm über ihr Leben und Wirken, der Mitte April ins Kino kommt, sieht man, wie sie mit kräftigen Armen das Steuerruder bedient und breitbeinig am Bug der Fähre steht. Angesprochen auf die Filmszene sagt sie: «Auf der Fähre fühle ich mich frei.» Hier müsse sie sich keine Sorgen um die profitorientierten Unternehmen machen, die versuchen, aus jedem Quadratmeter Gewinn zu schöpfen. Der Konflikt zwischen dem privaten Interesse am Raum und dem Allgemeininteresse, der im ganzen Land tobt, dieser Konflikt ruht auf der flüssigen Allmend.

Bald leben in der Schweiz zehn Millionen Menschen. Es gibt doch schon jetzt viel zu wenig Wohnungen in den Städten.

Eben nicht! Es gäbe rein statistisch gesehen genügend Wohnraum, er ist einfach sehr ungerecht verteilt. Nur ein Beispiel: Die Novartis hat hier in Basel ein siebzehnstöckiges Hochhaus, das steht seit vielen Jahren leer. Da könnte man sicher hundert Wohnungen bauen. Es gibt auch viele Zweitwohnungen oder Luxusapartments, die unbewohnt sind.

Man kann Unternehmen und Reiche ja nicht einfach enteignen. Was tun?

Der Boden muss wieder dem Staat gehören und die Häuser den Bewohnern.

Wie würde das funktionieren?

Die Hausbesitzer müssten dem Bund eine Art Parkgebühr für den Boden abgeben. Mit dem Geld könnte der Bund sein Budget machen. Diese Idee hat der Finanztheoretiker Silvio Gesell schon 1916 propagiert. Er berechnete, dass man allein mit einem solchen Baurechtszins den ganzen Staat finanzieren könnte.

In Basel haben Sie sich politisch erfolgreich für das Bodenrecht eingesetzt: Der Kanton darf kein Land mehr verkaufen, sondern es nur noch im Baurecht abgeben.

Man sollte noch weiter gehen, der Staat müsste ein Vorkaufsrecht haben und den Boden zurückkaufen. Ich finde zudem, man sollte nicht mehr als eine, vielleicht zwei Wohnungen besitzen dürfen, doch jetzt muss ich aufpassen, sonst werde ich in die kommunistische Ecke verbannt.

«Der Boden muss wieder dem Staat gehören und die Häuser den Bewohnern.»

Was könnte noch zur Entschärfung der Wohnkrise beitragen?

Weniger grosse Wohnungen – aber dafür mehr öffentlicher Raum für alle. In der Schweiz beträgt die durchschnittliche Wohnfläche pro Person 47 Quadratmeter. Es werden immer grössere Wohnungen gebaut, das ist doch das Gegenteil von Verdichtung. Genossenschaften setzen häufig eine Limite von vierzig Quadratmeter pro Person. Das finde ich eigentlich ganz sinnvoll.

Sie selbst besitzen vier Häuser, zwei in Basel und zwei in Portugal.

Ich sehe mich nicht unbedingt als Besitzerin, sondern ich bewahre diese Häuser vor dem Abbruch, ich kümmerge mich darum und teile sie mit anderen.

Barbara Buser mag polarisierende Ansichten haben, aber bei der Arbeit ist sie lösungsorientiert und kompromissbereit. Wenn sie mit Investorinnen oder Immobilienmaklern verhandelt, versucht sie, deren Sprache zu sprechen. Sie benutzt zum Beispiel den Begriff «Stadtrendite», weil sie weiss, dass «Rendite» ein Wort ist, das man in diesen Kreisen gerne hört.

Das beste Beispiel für Stadtrendite ist das Gundeldinger Feld. Das einstige Fabrikgelände liegt nur fünf Minuten zu Fuss von ihrem alten Reihenhaus entfernt. An diesem Morgen blühen Narzissen in den Pflanzkübeln, ein Instrumentenbauer beugt sich über die Werkbank, und nebenan im Familienzentrum trinkt eine Gruppe Rentnerinnen Kaffee.

Buser entdeckte im Jahr 1999 eine Anzeige in der Zeitung, in der stand, dass die Maschinenfabrik Sulzer-Burckhardt wegziehe und das Areal verkauft werde.

Sofort machte sie zusammen mit ihrem Geschäftspartner Eric Honegger und ihrer Kollegin Irene Wigger ein Kaufangebot – obwohl die drei gar kein Geld hatten. Dann beschafften sie sich ein Faxgerät und baten die Bewohnerinnen und Bewohner des

Quartiers, ihnen zu schreiben, was fehlt. Es gingen über vierhundert Faxe ein.

Buser und ihre Freunde machten aus dem Gundeldinger Feld das Wohnzimmer des von Migranten und Arbeitern geprägten Quartiers, die meist in engen Wohnungen mit dünnen Wänden leben. Ihre Kinder toben jetzt gratis im grossen Indoor-Spielfeld rum, sie besuchen den Mittagstisch oder die Aufgabenhilfe, alles Angebote, die Buser als junge Mutter vermisste. Jugendliche vaped abends am künstlich angelegten Teich, und an milden Abenden tanzen die Graumelierten unter dem Sternenhimmel Tango. Zwar werden auch Drinks für 19 Franken angeboten und Pilateskurse für die Leute vom Villenhügel, aber auf dem ganzen Areal gibt es keinen Konsumzwang, und weil die Mieten tief sind, lassen sich Handwerker, Start-ups und Künstlerinnen nieder.

Stadtrendite, das manifestiert sich hier, bedeutet mehr Lebensqualität.

Buser selbst ist nur noch selten auf dem Gundeldinger Feld anzutreffen: «Keine Zeit.» Eigentlich hat sie ihr Pensum auf achtzig Prozent reduziert und in den letzten Jahren einige Aufgaben abgegeben, aber dann halt doch wieder laufend neue angenommen.

«Meine Tochter sagt, ich habe ADHS.»
Man kann es auch Hingabe nennen. **DM**

Der Film «Barbara Buser. Pionierin der Nachhaltigkeit»
läuft ab dem 16. April in Schweizer Kinos.

BARBARA ACHERMANN ist
stellvertretende Chefredaktorin von «Das Magazin».
barbara.achermann@dasmagazin.ch